



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



Unser Fuhrmann, ein schon bejahrter Bauer, der sich bereits zur Ruhe gesetzt hatte und auf dem „Ausgedinge“ wohnte, konnte nun mit unsrer Karre wieder nach Hause fahren. Da er aber, wie er sich ausdrückte, nicht so dumm wieder zurückkommen wollte, als er fortgegangen war, sah er sich Ort und Umgebung ein paar Tage lang mit vielem Behagen an, versuchte sogar das heißeste Bad, in welchem der armschlenkernde Lehmann täglich untertauchte, und vergnügte sich wie nie zuvor im Leben. Mit seiner Abreise empfahl sich leider das erheiternde Element aus unsrer Mitte, denn der Vater vermifste alles, woran er gewöhnt war, machte sich Sorge um Haus, Familie und Amt und fühlte sich in höchst unbehaglicher Stimmung. Uns Knaben ließ er dies zwar nicht entgelten, wir fühlten uns aber gedrückt, weil wir den Vater stets bekümmert sahen und zu erheiternden Gesprächen wenig aufgelegt.

Sehr störend in unser vollkommen vereinsamtes BADELEBEN — ich erinnere mich nicht, daß wir mit irgend jemand zusammengekommen wären — griff das Wetter ein. Es war nicht eben kalt, aber es regnete viel und manchmal Tag und Nacht. Das zwang uns wider Willen im Hause zu bleiben, auf das Klatschen des Regens und das Geplätscher der ausgießenden Rinnen zu hören, und die Menschen und Tiere zu zählen, die sich auf dem Plaze sehen ließen. Mehr als wir Brüder litt unter dem Eindruck des meistens schlechten Wetters jedenfalls der Vater. Ihm war vom Arzte befohlen worden, sich viel Bewegung zu machen, und nun goß es früh und spät mit nur seltenen Unterbrechungen! Wenn wir früh gemeinschaftlich nach Schönau wanderten, wo der Vater das Steinbad brauchte, kamen wir gewöhnlich schon durchnäßt an, und

der Rückweg durchweichte uns vollends bis auf die Haut. Dennoch machten wir ziemlich viele Ausflüge in die prächtige Umgebung des berühmten, damals freilich nur mäßig besuchten Badeortes, besahen Dornburg, die Klöster Ossegg und Mariaschein, wo uns ein kugelrunder Priester das wunderthätige Marienbild zeigte und gar seltsame Dinge davon erzählte, das Schloß Dux, den Schloßberg zc., und verbrachten somit die Zeit so angenehm wie möglich. Nur in einem Punkte waren wir mit dem Vater nicht ganz einverstanden. Wir sollten allerdings alle Genüsse und alles Vergnügen einer so kostspieligen Reise haben, sonst wäre ja das Geld weggeworfen gewesen, nebenbei aber auch unsre Pflichten nicht versäumen. Da es sich von selbst verstand, daß wir als Pastorsöhne studiren mußten — Andersdenkende würde man für unklaren Geistes gehalten haben —, so durfte der Unterricht in den alten Sprachen während der Badezeit um Himmelswillen nicht unterbrochen werden. Der süße „Bröder“ und die noch süßere *grammatica marchica*, nach welcher wir Griechisch lernten, steckten wohlgeborgen in unserm kleinen Schnappsack. Namen wir dann naß wie begoffene Pudel aus dem Bade nach Hause, dann suchte der Vater seine üble Stimmung dadurch aufzubessern, daß er uns die Tags zuvor aufgegebenen Pensa in beiden Büchern überhörte. Ich habe selten gemerkt, daß sich des guten Vaters Stimmung dabei gehoben hätte, eher schon kam es vor, daß er mit bedenklichen Handbewegungen drohte, die uns gemeinsame Stoßkeuzer um gutes Wetter zum Himmel und sogar zu der wunderthätigen Maria in Mariaschein emporzuschicken ließ. Ich hatte nämlich gar keine Lust, demaleinst im Fegefeuer zu braten, von dem uns der dicke Vater in jenem Kloster eine sehr realistisch gehaltene naturgetreue Abbildung mit breitem Lächeln gezeigt hatte. Unter den vielen darin schmorenden Seelen nannte uns der weise Mann auch einige Anabenseelen, die beim Lernen nicht fleißig und ausdauernd genug gewesen waren. Nur bei gutem Wetter glättete sich des Vaters Stirn gleich früh am Morgen, es ward sofort beschlossen, den Tag soviel wie möglich im Freien zuzubringen, und Bröder wie Märker blieben im Schnappsack.

Unser Aufenthalt in Tepliz dauerte ungefähr drei Wochen. Vielleicht wäre er noch etwas verlängert worden, da gegen das Ende hin freundlicheres Wetter eintrat, hätte den Vater nicht die Pflicht gebieterisch nach Hause gerufen.

Auf mich, den damals neunjährigen, hatte Tepliz einen Eindruck gemacht, der sich nie wieder ganz verwischen ließ. Es war aber nicht der Ort als solcher, nicht die romantische Umgebung, die sich kaum mit den landschaftlichen Schönheiten meiner Heimat messen konnte, noch weniger das gefellige Leben, von dem wir keinen Nutzen hatten, sondern ein Bestandteil in der ständigen Bevölkerung des berühmten Badeortes, der mir schon am ersten Tage auffiel und ebenso sehr meine Neugierde weckte, wie er mich mit unheimlichem Schauer erfüllte. Tepliz wimmelte von Juden, und zwar von einer Sorte von Juden, wie man sie jetzt in Deutschland wohl nur vorübergehend auf den Leipziger

Messen noch sehen dürfte. Es waren die ersten Exemplare dieses interessanten Volkes, die mir zu Gesicht kamen, und weil sie der Mehrheit nach ein so scharf national jüdisches Gepräge trugen, sind sie mir unvergeßlich geblieben.

In meinem Geburtslande gab es keine Juden, weil sie in dem Marggraf-tume Oberlausitz einfach nicht geduldet wurden. Irgend ein Gesetz von Dims Zeiten her verbot ihnen den Aufenthalt in Stadt und Dorf und gestattete ihnen nicht einmal ein Nachlager in den Städten. Was Wunder, daß man da keine Abkömmlinge des auserwählten Volkes zu Gesicht bekam! Nur einmal — es war bald nach dem Hinscheiden meines steinalten Großvaters — erinnere ich mich, einen von der Kultur beleckten, modern gekleideten Juden im Hause des Großvaters gesehen zu haben. Der Mann war Juwelenhändler und jedenfalls herberufen, denn er brachte alte, schadhafte Schmucksachen und dergleichen käuflich an sich, machte sich aber vor Sonnenuntergang wieder aus dem Staube, um auf einem der nächsten Dörfer ein gastliches Dach aufzusuchen. Ich kannte das Volk Israel nur aus der Bibel, die ich fleißig zu lesen angehalten wurde, und aus dem sehr gründlichen Religionsunterrichte des Vaters. Von den Juden war da natürlich oft die Rede, und wenn der Vater als Lehrer auch ganz objektiv verfuhr, und seine zur Milde hinneigende Gesinnung über Andersgläubige nie ein hartes, absprechendes Urteil fällte, betonte er doch die Thatfache sehr scharf, daß die Juden den Heiland der Welt, den eingebornen Sohn Gottes, was zu sagen nie vergessen wurde, ans Kreuz geschlagen hätten. Für diese furchtbare, nie zu sühnende That, es sei denn, sie bekehrten sich zum Christentume, müßten nun alle Nachkommen des unglücklichen Volkes noch heute büßen, ja es sei handgreiflich, daß sie die allerdings verdiente Strafe durch das dem Landpfleger Pilatus zugerufene Wort: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder“ selbst auf sich und ihre Nachkommen herabgerufen hätten.

Nun standen sie leibhaftig vor mir, diese Abkömmlinge des vom eignen Fluche zu Boden gedrückten und über die ganze Erde zerstreuten Volkes. Sie standen vor mir in allen Größen, in jedem Alter, zumeist freilich in einer Haltung und in einer Tracht, die ein nur einigermaßen phantasievolles Kind wohl noch für eine Beigabe des Zornes Gottes halten konnte, der auf den Unseligen ruhen sollte. Wohin wir uns wendeten, überall begegneten wir jüdischen Sprößlingen. Sie hockten vor den Kirchthüren, jedem Vorübergehenden oder Eintretenden Gegenstände ihres Kleinkrams, den sie, auf breitem Brett zur Schau gelegt, an einem Riemen um den Nacken gehängt trugen, mit lauter Stimme und lebhaften Bewegungen zum Verkauf anbietend. Ein solcher Kleinkram enthielt die verschiedenartigsten Dinge hunt durcheinander gewürfelt: Bänder und Bänderreste in allen Farben, Pfeifenköpfe in großer Auswahl, Ansichten von Teplitz zc. in Glas geschliffen, böhmische Granaten als Schmucksachen, schlecht in schlechtes Gold gefaßt, ja sogar Rosenkränze für Katholiken und — kleine Kreuzifige!

Achtung vor dem Heiligen war mir von Jugend auf eingeprägt worden. Fehlte es mir nun auch noch an eignem Urtheil, das mich zu einer lauten Äußerung hätte veranlassen können, so fühlte ich doch ein tiefes Weh im Herzen bei diesem Anblick. Jüdische Knaben, nicht älter als ich selbst, handelten vor den Thüren christlicher Kirchen mit Abbildern des Gekreuzigten! Wußten sie denn nicht, was sie thaten, oder dachten sie sich nichts dabei?

Der Vater schüttelte den Kopf, ließ sich aber nicht weiter darüber aus, vermutlich, weil er uns noch für zu jung hielt, um sich mit uns über einen solchen Gegenstand eingehend unterhalten zu können. Ich selbst wagte deshalb keine Frage an ihn zu richten, obwohl sie mir auf der Zunge lag und ich große Lust dazu verspürte. Aber ich war vor einiger Zeit mit meiner knabenhaften Naseweisheit übel angekommen. Es war von der Schöpfung die Rede gewesen, und daß durch die Weisheit und Allmacht Gottes aus Nichts Erde, Sonne, Mond und Sterne gemacht worden seien. Da warf ich dummer Junge die dreiste Frage hin: wer denn eigentlich den lieben Gott gemacht habe? Der Vater mußte wohl sehr über meine unüberlegte Frage erschrocken sein, denn er hielt mir eine kurze Straßpredigt, die mit der warnenden Rüge schloß, daß wer solche Fragen aufzuwerfen sich unterfange, eines schönen Tages den Verstand verlieren könne. Den wollte ich nun gern behalten, und darum fragte ich nicht wieder so kindisch, obwohl ich den Gedanken garnicht aus dem Kopfe verscheuchen konnte. Weil ich nun besorgte, es könnte mir bei einer neuen unüberlegten Frage über den Schacher mit Christusbildern, den die schwarzlockigen, schwarzäugigen Judenknaben trieben, abermals ein scharfer väterlicher Tadel zu Theil werden, so schwieg ich. Mein kindisches Denken aber klammerte sich fest an das über die ganze Erde zerstreute Volk Gottes, und die Leidensgeschichte, die ich längst auswendig wußte, stand leibhaftig vor meines Geistes Augen. So oft ich eines Juden ansichtig wurde, und wir begegneten ihnen, sobald wir die Straße betraten, sah ich den gefesselten Heiland auf der Nichtstätte vor Pilatus' Hause, blutend unter den Geißelhieben der römischen Schergen, hörte das Wutgeheul der Juden, die rachedürstend ihr „Kreuzige ihn!“ und das entsetzliche Wort riefen: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder!“

Die Frage, die ich dem Vater nicht vorzulegen wagte, warum Gott das zugelassen habe, beschäftigte mich fortwährend, und das jüdische Volk in seiner Zerstreuung über die ganze bewohnte Erde wurde mir interessanter als jedes andre. Zwar betrachtete ich jeden mir begegnenden Juden mit scheuem Blick; mich überkam ein Gefühl der Bangigkeit, dem sich zugleich eine unklare Empfindung von Mitleid beigesellte. Die Strafe, welche das Volk Gottes für die Kreuzigung Christi getroffen hatte, erschien mir über alle Begriffe hart, zu hart für einen Gott, der aus Liebe zu der irrenden Menschheit freiwillig den eignen Sohn zum Opfer brachte. War es wirklich möglich und denkbar, daß dieser Gott der Liebe länger denn achtzehnhundert Jahre zürnen und nach so langer

Zeit noch die jetzt Lebenden, doch vollkommen unschuldigen Nachkommen der sogenannten Mörder Christi für deren Missethat büßen lassen könne? Mir wollte das durchaus nicht in mein schwaches Gehirn, und eben darum fühlte ich Mitleid sowohl mit den immer sehr zerlottert aussehenden jüdischen Knaben, die von früh bis abends auf der Straße handelnd herumliefen, wie mit den langbärtigen, schmutzigen Männern in langen, schlotternden Raftans, welche, einen geflickten Sack auf der Schulter, mit näselnder Stimme ihr monotones „Handle!“ riefen und vor jedem Fenster, an dem sich ein Menschenantlitz zeigte, die zerrissene Pelzmütze ziehend tiefe Bücklinge machten.

Auf unserm Kreuz- und Querzügen durch die Stadt kamen wir eines Tages auch an der Synagoge vorüber. Sie lag in einer engen Gasse zwischen unschönen Häusern, war aber leicht zu erkennen. Auch hier fanden wir die betriebame Juden mit ihrem unvermeidlichen Tabuletkram. Ganz wie in Jerusalem zur Zeit Christi! meinte der Vater. Käme der Heiland heute wieder, er würde die Geißel schwingen wie damals, um Krämer und Wechseler aus den Vorhöfen des Herrn zu vertreiben. Wir Brüder äußerten den Wunsch, das Innere einer Synagoge zu sehen, und der Vater vertröstete uns auf den nächsten Sonnabend. Ihr bekommt dann zugleich einen Begriff, wie die Juden Gott in ihren Tempeln verehren, fügte er hinzu.

„Laut wie in einer Judenschule“ ist eine allbekannte Redensart. Wer jemals am Sabbath eine jüdische Synagoge, in welcher der Gottesdienst nach altem Ritus abgehalten wird, besuchte, der wird gern bestätigen, daß diese Redensart zutreffend ist. In der erwähnten Synagoge von Tepliz ging es nicht bloß laut, sondern lärmend zu. Schon in der engen Vorhalle, wo ein paar schwarz-äugige Jungen mit schmierigen Mützen sich umher stießen, ward mir angst und bange, denn von innen heraus drang ein Schreien und Zetern rauher Männerstimmen, als müßten sich ein Duzend Menschen in den Haaren liegen. Unmittelbar nach unserm Eintreten freilich verwandelte sich bei mir sofort die Angst in kaum zu überwindenden Lachzitter. Der Anblick, der sich mir darbot, war für einen Knaben meines Alters zu komisch. Ob die alten Hebräer, aus deren Schoße die hochpoetischen Propheten entsproßten, im Tempel Salomonis Jehova in ähnlicher Weise gebient haben, mag Gott wissen! Mir hat das, nach vielen Synagogenbesuchen in spätern Jahren, nie recht glaubwürdig vorkommen wollen.

In einem hohen, geräumigen, vom Tageslichte nur matt erhellten Raume standen dicht gedrängt hinter kleinen Pulten alte und junge Männer, die Hüte und Pelzmützen fest in die Stirn gedrückt und laut hebräische Gebete murmelnd, den Oberkörper entweder vor- und rückwärts oder nach rechts und links bewegend. Alle trugen lange weiße Tücher lose um den Hals hängend, deren in Fransens auslaufende Enden die eifrigsten Väter häufig an die Lippen drückten. Bei den reichen Juden, welche ganz moderne Kleidung trugen, waren diese

Gebetsbücher von feiner weißer Seide. Höchst sonderbar nahm sich, wenigstens in meinen Augen, der Vorbeter oder Vorsänger aus. Ein langer schwarzer Kasten umschlotterte den hageren Körper, ein langer Bart wallte ihm herab bis auf die Mitte der Brust, und auf dem Haupte trug er quer gesetzt einen Dreimaster von ungewöhnlicher Größe. Dieser Mann legte häufig beide Hände an den Mund, als wolle er jemand in der Ferne zuzurufen. Dann erhob er seine Stimme machtvoll, daß sie wiederhallte an den düstern Wänden, und alle Beter hinter den Pulten wackelten noch heftiger mit dem Oberleibe und beteten ebenfalls lauter. Auf diese eigentümliche Versammlung jetzt dumpf murmelnder, dann wieder laut aufstreichender Männer — oder sollte das Geschrei Jauchzen und Lobfingen vorstellen? — blickten schweigend alte und junge Frauen von oben herab durch eng vergitterte Fenster.

Dieser erste Besuch in einer Synagoge ist mir unvergeßlich geblieben. Später habe ich noch oft die polnischen Synagogen in Leipzig betreten, wo es zur Zeit der Messe deren mehrere gab, in denen es ebenso geräuschvoll zuging, nie aber wurde ich wieder so überrascht und in eine so ganz fremde Welt versetzt wie in jener alten Synagoge von Teplitz. Unbegreiflich blieb es mir, wie Menschen von Geist und Glaubensinnigkeit Gott auf so seltsame Weise verehren und anbeten können.

Nach Beendigung der Kur, die sich bei den Leiden des Vaters erfolgreich erwies, rüsteten wir uns zur Heimreise. Wie verabredet war, sollte diese zu Fuß angetreten und ausgeführt werden und der armschlenkernde Heilige aus unserm Dorfe unser Führer und Geleitsmann sein. Der gute Mann hatte uns während der ganzen Zeit unsers Aufenthalts nicht belästigt. Wir sahen ihn selten und immer nur vorübergehend; erst am Morgen der Abreise stellte er sich bei uns ein, vergnügt und redselig wie immer.

Der Weg nach Hause führte uns über das Schlachtfeld von Kulm und durch dieses Städtchen, das, am Fuße des Gebirges gelegen, mit seinen hübschen neugebauten und ziegelgedeckten Häusern einen freundlichen Eindruck machte. Die Spuren und Verwüstungen der Schlacht, welche nicht wenig zum Sturze des corfischen Welteroberers beigetragen hatte, waren gänzlich verwischt.

Am ersten Wandertage gegen Abend erreichten wir das Städtchen Tetschen an der Elbe, wo übernachtet werden sollte. Unbekannt mit den Verhältnissen, jeder Verschwendung aus Grundsatz und durch Erziehung abhold und, was Komfort, den wir überhaupt nicht kannten, anbetraf, mit den primitivsten Einrichtungen zufrieden, überließ der Vater unserm sparsamen Reiseumarschall die Wahl des Nachtquartiers. Der Mann war schon früher in Tetschen gewesen, mußte also die geeigneten Lokalitäten kennen. Ob es damals in dem malerisch gelegenen Städtchen ein anständiges Wirtshaus gab, mag dahin gestellt bleiben, wir unter Führung unsers Mentors, der beinahe von der Luft zu leben ver-

stand, hatten leider nicht das Glück, unsre müden Glieder in einem solchen ausruhen lassen zu können. (Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Deutschland in den Anschauungen des Auslandes. Die in Rom erscheinende Revue internationale bringt in ihrem letzten Hefte mehrere Aeußerungen über deutsche Verhältnisse, die nicht uninteressant sind, weil man daraus erkennt, was für wunderbare Dinge dem guten Publikum über uns aufgetischt werden. Das Aergste ist wohl, daß in einem langen Aufsätze, welcher eine Vergleichung des deutschen Militärwesens mit dem französischen enthält, die Behauptung aufgestellt wird, daß erst seit dem April 1886 Offiziere der deutschen Armee beim Verlassen des Dienstes eine Pension erhielten: jusqu'à ces derniers temps, on ne servait pas de pension de retraite aux officiers qui quittaient le service actif; on ne se sentait pas le gout d'offrir des primes à l'oisiveté. Weiterhin läßt dieser tiefe Kenner der deutschen Verhältnisse den Marschall Moltke ausrufen: „Gebt der Armee ein Pensionsgesetz!“ Man kann sich denken, welche Betrachtungen der Verfasser an den Zustand knüpft, der sich für die deutsche Armee daraus ergab, daß die Offiziere gezwungen waren, im Dienste zu bleiben, weil sie nicht pensionirt werden konnten!

Weniger auf Erweiterung als auf ernste Belehrung berechnet ist ein Berliner Brief, der in derselben Nummer enthalten und Lynceus unterzeichnet ist. Der vorlezte Absatz desselben lautet folgendermaßen.

„Jedes Jahr der jetzigen Regierung bringt uns dem Staatssozialismus näher und verzögert die Anwendung derjenigen Heilmittel, welcher uns die Freiheit gegen das soziale Elend und das daraus entspringende Mißvergnügen gewähren könnte. Mit jedem Tage gewöhnt sich das deutsche Volk mehr daran, den Staat handeln zu lassen. Statt freimütig über die Mittel zu beraten, welche die Interessen der Mehrzahl der Bevölkerung fördern und ihre Leiden hindern könnten, überläßt man der Regierung die Sorge, diese Mittel zu finden und anzuwenden. Die Bürger und Bauern unsrer Tage folgen dem Beispiele des Adels und denken an nichts weiter als an ihren eignen Vorteil.“

Die drei eben erwähnten Klassen der Bevölkerung sind blind oder unbesorgt gegenüber dem Ungeheuer des Kommunismus, welches sich anschickt, sie zu verschlingen. Sie streben darnach, die Regierung zu stärken, während diese die sozialistischen und revolutionären Ideen durch folgende Mittel verbreitet und ermutigt. Erstens werden Gesetze gegeben, welche die Schöpfungen von Schulze-Dehlig vernichten und das Prinzip der Selbstthätigkeit durch das des Zwanges ersetzen. Zweitens werden Proklamationen erlassen, welche die Blicke des Arbeiterstandes auf den Kaiser und seine Regierung lenken und sie von dem Self-help ablenken. Drittens wird die Vereinsfreiheit und die Preßfreiheit zum Nachtheile der Sozialisten eingeschränkt, und dadurch der heilsame Kampf der einander entgegengesetzten Ideen verhindert, sowie der Sozialdemokratie der Nimbus einer geheimen und verfolgten Verbindung verliehen. Viertens wird die Armee und der Beamtenstand fortwährend vermehrt, wodurch eine stärkere Belastung der steuerzahlenden Bürger und eine Aufzehrung der Ersparnisse des Volkes bewirkt wird, ebenso wie die gebildeten